

CIARA GERAGHTY  
Jeder Tag ein neuer Anfang





Ciara Geraghty

---

Jeder Tag  
ein neuer Anfang

Roman

Aus dem Englischen  
von Sibylle Schmidt

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel  
»Make Yourself At Home« bei HarperCollins Publishers Ltd., London.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich  
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und  
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.  
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Taschenbuchausgabe März 2024

Copyright © der Originalausgabe 2021 by Ciara Geraghty

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2021

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur GmbH, München

Umschlagmotiv: FinePic®, München

Redaktion: Regina Carstensen

LK · Herstellung: ik

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-49327-2

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

*Für Grace,  
die dieses Haus tagtäglich zum Zuhause macht.*



Optimistische Menschen würden vielleicht behaupten, das Gute am absoluten Tiefpunkt sei, dass es von dort aus nur noch aufwärtsgeht. Zu diesen Menschen gehörte Marianne Cross nicht.

Marianne, mit Leib und Seele Buchhalterin, war eine Zahlenperson.

Bei Zahlen wusste man immer exakt, woran man war.

Die Zahl 435 821 zum Beispiel. Das war die Nummer ihres Gerichtsverfahrens.

Eine weitere Zahl: 84. So oft hatte Marianne Ladendiebstahl begangen.

Die Anzahl der Festnahmen: 1. Das Alter, in dem Marianne mit den Diebstählen begann: 13, eine Primzahl. Und 35, eine zusammengesetzte Zahl: So alt war Marianne, als sie Brian heiratete.

Dann die Anzahl der Ehejahre: 4. Die Anzahl der Kinder, die sich Marianne gewünscht hatte: 0. Was gut passte, denn Brian sah das angeblich genauso.

Die Anzahl der Kinder, die Brian bald mit seiner neuen Partnerin Helen bekommen würde: 2.

Diese und andere Zahlen beschäftigten Marianne an jenem Vormittag, als sie in ihr Elternhaus zurückkehrte.

Die Verkaufszahl der überregionalen Zeitung, in der Mariannes Vergehen bei den Gerichtsberichten aufgeführt war: 79 254. Wie oft sich ihr Chef entschuldigte, während er sie entließ: 8. Die Summe, die Marianne im Rückstand war, als ihr Haus von der Bank beschlagnahmt wurde: 150 000 Euro.

Marianne stieg aus dem uralten Jeep ihrer Mutter, richtete sich auf und blickte zum Haus hinüber. Eine weitere Zahl kam ihr in den Sinn: 15. In diesem Alter hatte sie ihr Elternhaus verlassen.

Mit dem festen Entschluss, niemals zurückzukommen. Doch nun war sie hier.

Das war die Bedeutung von »absoluter Tiefpunkt«.

Keine andere Wahl mehr zu haben.



Das Haus hieß Ancaire, benannt nach einem ankerförmigen Felsen am Strand unten.

Den Namen hatte Marianne immer als passend empfunden.

Jetzt schon spürte sie das schwere Gewicht, das sie nach unten zog. Sie stampfte mit den Füßen auf die matschige Erde, um ihre Zehen zu beleben, und schlang die Arme um sich, in dem vergeblichen Versuch, den bitterkalten Ostwind abzuwehren, der mit salziger Meeresluft ihre ohnehin widerspenstigen Haare im Nu in einen feuchten krausen Wust verwandelte.

»Alles in Ordnung mit dir, Schatz?« Marianne öffnete die Augen. Sie hatte ihre Mutter fast vergessen. Was man nicht von vielen Leuten behaupten konnte. Das wurde allein schon durch Ritas Kleidungsstil verhindert.

Nicht zum ersten Mal fragte sich Marianne, weshalb ihre Mutter bei der Auswahl ihrer bizarren Klamotten niemals die Witterungsverhältnisse in Betracht zog. Weder der grellorange Seidenturban noch das ärmellose pinke Sommerkleid und das blutrote Bolerojäckchen konnten Wärme spenden. Und der Tag war so trüb, dass die gigantische Sonnenbrille enorm überflüssig war. Rita steuerte auf ihre Tochter zu, blieb dicht vor ihr stehen

und legte ihr die Hände auf die Schultern. Marianne roch Zigaretten, Kaffee und den Kräuterduft, mit dem Rita nicht nur sich selbst, sondern gerne auch arglose Menschen in ihrer Nähe besprühte. Sie roch wie die Ampfertinktur, mit der Marianne in ihrer Kindheit Flos Brennesselausschlag behandelt hatte.

»Willst du den Wagen noch parken?«, fragte Marianne und trat zurück, sodass Ritas Arme einen Moment lang ausgestreckt in der Luft hingen. Dann ließ Rita sie sinken, strich ihr Kleid glatt und blickte zu dem betagten Jeep hinüber, dessen breite Reifen im aufgeweichten Boden versanken. Es war ein altes Armeefahrzeug, dessen zerrissene Plane im Wind flatterte, als könne das rostige Gefährt sich jederzeit in die Lüfte erheben. Ganz im Gegensatz zu dem großen Gockel, der sich inzwischen auf dem Dach niedergelassen hatte.

»Ist bereits geparkt.« Während Rita den großen Vogel herunterhob, sagte sie zu ihm: »Ich hab dir doch erklärt, dass du das lassen sollst, Declan. Beim letzten Mal bist du runtergefallen, weißt du das nicht mehr?«

Der Hahn starrte sie mit seinen schwarzen Knopfaugen an, und Rita setzte ihn auf den Boden. »Sieh mal zu, dass du Gerard findest. Auf dem alten Ziegenbock kann ja jeder Platz nehmen.« Sie kralte den bunten Feder-schopf des Gockels, während Marianne ihre zwei Koffer aus dem Jeep nahm.

»Du hast ja wenig Gepäck«, bemerkte Rita.

Einen schrecklichen Moment lang fürchtete Marianne, in Tränen auszubrechen wie ein hilfloses Klein-

kind. Stattdessen stellte sie die Koffer ab und täuschte ein Husten vor. Rita schlug ihr so schwungvoll auf den Rücken, dass Marianne vorwärtstaumelte. Sie hatte vergessen, dass ihre Mutter wesentlich kräftiger war, als sie aussah.

Dann beugte Marianne das Haus.

Es wirkte genauso heruntergekommen wie damals, ganz als sei es nur eine Frage der Zeit, bis es von den Klippen stürzen würde. Die hohe graue Fassade war fast vollständig bedeckt von dem Efeu, den Mariannes verstorbener Vater William früher noch manchmal zu stutzen versucht hatte. Doch zumindest gelang es dem unzählbaren Blattwerk, die verrottenden alten Schiebefenster einigermaßen zu verbergen. Marianne hörte, wie sie im Ansturm des gnadenlosen Winds klappernten, der über den kahlen Hügel fegte. Hinter dem Haus donnerten die Wogen an die Küste und verschlangen sie im Lauf der Jahre Stück für Stück. Irgendwann würde dieser Ort hier verschwunden sein.

Marianne schlang fröstelnd die Arme um sich und kniff die Augen zusammen. Was nichts nützte, sie sah Ancaire dennoch vor sich: das steile Dach, auf dem an einigen Stellen Schieferplatten fehlten, die krummen Schornsteine. Die schwere Holztür, an der die Farbe abblätterte, den abgegriffenen Messingklopper in Form eines zähnefletschenden Löwenkopfs.

Als Marianne die Augen wieder öffnete, kniete Rita vor einem fleckigen Tonblumentopf und tastete in der Erde herum, aus der lediglich Unkraut wuchs.

»Da ist er ja«, sagte sie schließlich und brachte einen großen Eisenschlüssel zum Vorschein, den sie säuberte, indem sie ihn gegen den Topf schlug. Dann schloss sie die Tür auf, und sofort schlug Marianne der Geruch des Hauses entgegen. Feucht und pflanzlich wie in einem Gewächshaus, als sei das Gebäude lebendig, ein atmender Organismus.

Rita hielt die Tür auf, und Marianne nahm ihre beiden Koffer hoch. Die Griffe fühlten sich sperrig an in ihren langen knöchigen Händen, und sie versuchte, nicht daran zu denken, dass sich in diesen zwei Gepäckstücken ihr gesamtes Hab und Gut befand. Als sie ins Haus trat, bemühte sie sich, weder Rita noch die Tür zu berühren, etwa so wie ein Kind, das nicht auf Ritzen zwischen Steinplatten tritt. Vielleicht glaubte Marianne unbewusst, dann könne sie nach Hause zurückkehren. In ihr Eigenheim an der Carling Road in Drumcondra im Norden von Dublin, das Brian und sie zur Hochzeit des Booms für eine Unsumme gekauft hatten. Trotz der hohen Raten, die sie in die Liste der Monatsausgaben hatte eintragen müssen, hatte sich die Investition gelohnt, denn das Haus bot alles, worauf Marianne Wert legte. Gute Wärmedämmung. Sicherheit. Eine Zentralheizung, die auf Knopfdruck reagierte, anstatt umgarnt und überredet und gelegentlich mit einer aufgerollten *Vanity Fair* von Rita geschlagen werden zu müssen.

Marianne ging den Flur entlang, den Blick auf die rautenförmigen schwarzen und weißen Bodenkacheln

gerichtet. Die Fußbodenleiste und die Tapete, deren Muster unter unzähligen Farbschichten schon lange nicht mehr erkennbar war, konnte sie dennoch nicht ganz ausblenden.

Rita marschierte voraus, und Marianne roch die Bräunungscreme an Ritas Beinen, die aber auch nichts ausrichten konnte gegen die hervortretenden blauen Krampfadern in den Kniekehlen.

Die Tür zu dem Raum, den Mariannes Großeltern als »Salon« bezeichnet und in dem Rita und William ihre rauschenden Feste gefeiert hatten, war geschlossen, aber dennoch war lautes Stimmengewirr zu vernehmen.

»Was ist das?«, fragte Marianne argwöhnisch.

»Meine Alles-wird-gut-Gruppe«, antwortete Rita mit einem Lächeln.

Jetzt schmetterten die Stimmen ein Lied.

*Alles wird gut.*

*Wie?*

*Trink nicht mehr, sing dieses Lied.*

*Wann?*

*Von heute an*

*wird täglich*

*alles besser.*

»So einfach soll das sein?«, bemerkte Marianne.

Rita ging nicht auf ihren zynischen Tonfall ein, sondern erwiderte: »Ich musste sie alleine lassen, um dich abzuholen.«

»Können die nicht auf sich selbst aufpassen?«

»Doch, Marnie, sie sind erwachsen.«

»Mein Name lautet Marianne.«

Alles Wird Gut© hatte Rita ihr Programm genannt, und sie bestand auf dem Copyright, obwohl Marianne sicher war, dass sie es nie offiziell beantragt hatte. Dieses Programm hatte Rita entwickelt, als ihr klar geworden war, dass die Anonymen Alkoholiker ihr bei der Bekämpfung ihrer Sucht keine Hilfe sein konnten. Die Vorstellung einer »höheren Macht« sagte Rita überhaupt nicht zu, und sie lehnte auch die Vorstellung ab, dass Alkoholismus eine Krankheit war, von der man nie genesen würde. »Alles wird gut« empfand sie durch seine positive Botschaft als stärkender und wirksamer.

Man musste sich nicht offiziell anmelden und erfuhr meist durch Mundpropaganda von der Gruppe. Es gab auch keine Regeln dafür, wie lange man bleiben konnte. So lange wie nötig, war Ritas Devise.

»Außerdem war Patrick vorher bei ihnen«, fügte Rita hinzu. »Hat ihnen Schnitzen beigebracht.«

»Wo steckt er jetzt?«, fragte Marianne mit spöttischem Unterton. »Löscht wohl Feuer im Regenwald, oder wie?« In Ritas Nähe verfiel sie unwillkürlich in diesen kindischen, patzigen Tonfall.

»Montiert Solarzellen aufs Dach«, antwortete Rita. »Die Kraft der Sonne ist so wunderbar. Und für alle kostenlos. Patrick meint ...«

»In welches Zimmer soll ich mein Gepäck stellen?«, fiel Marianne ihrer Mutter ins Wort. Konnte die nicht

wenigstens warten, bis Marianne ihre Jacke ausgezogen hatte, bevor sie wieder in Lobeshymnen über den elenden Patrick verfiel? Der bezeichnet werden konnte als ... nun ja ... Pflegebruder? Er war mit elf damals in dem Winter zu ihnen gekommen, als Marianne – fünfzehnjährig – Rita überredet hatte, sie in einem Internat am anderen Ende des Landes unterzubringen. Im Sommer dieses Jahres hatte auch William das Weite gesucht, kurz nachdem Rita aufgehört hatte zu trinken. Zwischen diesen beiden Ereignissen gab es einen Zusammenhang.

Patrick war eines von vielen Pflegekindern, die Rita bei sich aufgenommen hatte, nachdem sie von William und Marianne verlassen worden war. Die meisten verschwanden nach ein paar Tagen oder Wochen wieder, aber Patrick war geblieben. An seinem achtzehnten Geburtstag hatte Rita ihm ein Stück Land am nordöstlichen Rand des Grundstücks geschenkt, auf dem sich Patrick eine Tischlerwerkstatt mit einer Wohnung darüber gebaut und einen Gemüsegarten angelegt hatte, in dem zu jeder Jahreszeit etwas wuchs und gedieh. Er bestand darauf, Pacht zu bezahlen, aber Rita sparte das Geld für ihn auf. Sie hatte Marianne in die Einzelheiten des Sparkontos eingeweiht, zur Sicherheit. »Du kannst ja gut mit Geld umgehen«, hatte sie gesagt.

Das galt jedoch schon lange nicht mehr.

Patrick gehörte ebenso zum Inventar von Ancaire wie Rita und Tante Pearl, die eigentlich nicht Mariannes Tante war, sondern eine Cousine von William. Als Rita

das Haus von ihren Eltern geerbt hatte, gehörte auch Tante Pearl mit zum Erbe.

»In dein Zimmer natürlich«, antwortete Rita und warf einen Blick auf ihre Uhr. »Ah, die Sitzung ist zu Ende. Meine Alles-wird-gut-Leute können es kaum erwarten, dich kennenzulernen.«

»Ich will *sie* aber nicht kennenlernen.«

»Ach, selbstverständlich willst du. Die sind alle ganz reizend.«

Rita marschierte in den Salon und klatschte in die Hände. »Hey, Leute, alle mal herhören, bitte. Das ist Marnie. Marnie, da sind sie alle.«

Marianne blieb in der Tür stehen, typische Position für eine Außenseiterin. Damit war Marianne vertraut, aber es fühlte sich dennoch nicht gut an. Das Zimmer wirkte vollgestopft, obwohl sich einzig vier Menschen darin aufhielten, zwei Männer und zwei Frauen.

Eine der beiden, die Mitte zwanzig sein mochte, betrachtete Marianne mit dunkelblauen Augen, als sei sie ein Wesen von einem anderen Stern. In der fahlen Januarsonne, die durch die Fenster fiel, glitzerten nicht nur die Silbernieten an der Lederjacke der jungen Frau, sondern auch etliche Piercings an Nase, Kinn und Ohren. Die Haarfarbe ließ sich nicht ermitteln, da der Schädel kahl rasiert war. Dem weinroten Lederrock gelang es kaum, die Schenkel zu bedecken, die Füße steckten in weißen Sneakers mit Keilabsatz und Schnürsenkeln im gleichen grellen Rot wie der Lippenstift.

»Du siehst nicht nach einer Marnie aus«, verkündete



die junge Frau mit rauchiger Stimme und argwöhnischem Unterton.

»Ich bin ja auch keine. Sondern eine Marianne.« Alle grinsten, als hätte sie einen guten Witz gemacht.

»Und ich bin 'ne Shirley«, erwiderte die junge Frau und schob einen Kaugummi in ihrem Mund herum.

»Mir steht auch 'ne Zwangsräumung bevor.«

»Ich hatte aber keine Zwangs...«

»Zwangsräumung, Zwangsenteignung, die gleiche Scheiße, nur anders«, fuhr Shirley fort und zuckte lässig die Schultern.

»Wie geht es dir?« Die andere Frau, eine zierliche in diverse Strickjacken gehüllte alte Dame, schlurfte in Wollhausschuhen auf Marianne zu und streckte ihr die knochige Hand hin. Sie fühlte sich an wie dürre Zweige, Marianne wagte es nicht einmal, sie zu drücken.

»Ethel Abelforth«, sagte die alte Dame. »Schön, dich kennenzulernen.« Sie lächelte liebenswürdig. Mit ihrer violetten Dauerwelle wirkte sie auf Marianne nicht gerade wie eine Trinkerin, aber Rita hätte garantiert entschieden erklärt, Sucht könne jeden treffen.

»Tut mir leid wegen deines jungen Mannes«, fügte Ethel hinzu. Braune Augen, riesig hinter dicken Brillengläsern, sahen Marianne bekümmert an.

Marianne zog ihre Hand zurück und fauchte Rita an: »Sag mal, gibt es noch irgendwas, das du nicht schon ausposaunt hast?«

Einer der beiden Männer trat vor und betrachtete eingehend Mariannes Gesicht. »Ja, die Gute hat uns

verheimlicht, wie schön du bist.« Er legte eine dickliche Hand an seine Wange. »In diesem Licht siehst du aus wie die junge Katharine Hepburn!«

»Hashtag Objektifizierung«, meldete sich Shirley zu Wort.

»Hashtag, darf man jetzt einer Frau keine Komplimente mehr machen?«, konterte der Mann. Er trug einen eleganten Anzug mit Weste, etwas stramm am Bauch und umspannt mit einer goldenen Uhrkette. Die schwarz gefärbten Haare waren mit Pomade zu einem makellosen Pompadour gestylt. Jetzt ergriff der Mann formvollendet Mariannes Hand und verneigte sich. »Bartholomew Sebastian Doyle der Dritte, genesender Alkoholiker, zu deinen Diensten«, verkündete er und zog Marianne ohne Vorwarnung in eine herzliche Umarmung, die mit einer vollen Dröhnung Paco Rabanne einherging. Marianne hustete und löste sich aus dem Zugriff.

»Du magst ja Alkoholiker sein, aber wie schon mehrmals betont: Ich bin nur Gelegenheitstrinker«, äußerte jetzt der andere Mann, der nervös wirkte und ein braunes Cordsakko mit Lederflicken an den Ellbogen trug.

»Wer's glaubt, wird selig«, murmelte Bartholomew und zwinkerte Marianne verschwörerisch zu.

Der nervöse Mann, groß und hager, mit wässrigen grauen Augen und schütterem grauem Haar, schob seine Nickelbrille zurecht und blickte zur Decke. Er schien bis zehn zu zählen, was Marianne gut nachvollziehen konnte, da sie selbst zu dieser Methode häufig Zuflucht

nahm. Schließlich sagte er mit einem knappen Kopfnicken: »Freddy Montgomery. Bin Geschäftsmann hier vor Ort. Sag Bescheid, wenn du mit der Jobsuche loslegen willst, ich könnte dir Kontakte vermitteln.«

»Ha!«, rief Bartholomew, aber Rita legte ihm die Hand auf die Schulter, worauf er verstummte.

»Nicht nötig«, erwiderte Marianne. »Ich bleibe nicht lang.«

»Du kannst so lange bleiben, wie du möchtest, Mar-  
nie«, sagte Rita.

»Sobald ich ein paar Sachen geklärt habe, reise ich wieder ab.«

»Okay, aber sag trotzdem ruhig Bescheid, wenn ...«, begann Freddy von Neuem.

»Ich brauche nichts.« Marianne packte ihre Koffer, marschierte hinaus und zog die Tür hinter sich zu. Einen Moment lang blieb sie draußen im zugigen Flur stehen. Aus dem Salon war nichts zu hören. Vielleicht flüsterten die jetzt, aber das war ihr einerlei. Diese Leute waren ihr gleichgültig, ihre Namen hatte sie schon vergessen. Sie war bereits müde gewesen, als sie ankam, jetzt fühlte sie sich vollkommen erschöpft und so durchgefroren, als ginge ihr die klamme Kälte von Ancaire durch Mark und Bein.

Das Zimmer hatte sich kaum verändert. Zwei Einzelbetten mit bestickten Tagesdecken, einstmals buttergelb, inzwischen porridgegrau. Marianne ging zu ihrem Bett und versuchte, dabei nicht über die Trennlinie zu treten, die sie vor vielen Jahren mit einem Permanentmarker auf den Boden gezeichnet hatte.

Alte Gewohnheiten sind hartnäckig.

Das Bücherregal am Kopfende von Mariannes Bett beherbergte noch immer ihre *Encyclopædia Britannica*. Jedes Jahr hatte sie sich einen neuen Band vom Weihnachtsmann gewünscht, obwohl sie nie an den geglaubt und sich immer schlafend gestellt hatte, wenn ihre Eltern ins Zimmer schlichen, um Strümpfe ans Bett zu hängen.

Die Eulenposter über dem anderen Bett waren ausgeblichen, die Ecken wellig, doch die Vögel schienen Marianne anzustarren, als erwarteten sie Antwort auf eine längst vergessene Frage.

Sogar die Vorhänge waren dieselben wie damals. Blau-gelb, mit Muster vom Bären Paddington.

Marianne stellte die Koffer ab. Sie hatte keine Erinnerungsstücke aus ihrem Haus mitgenommen, bis auf eine kleine Porzellanleule, verpackt in Küchenpapier,

einen Strumpf und einen Pantoffel, den sie noch mit einem Handtuch und einer dicken Strickjacke umwickelt hatte. Damit sollte die Eule eigentlich Ritas Fahrstil und die holprige Fahrt in dem alten Jeep unversehrt überstanden haben.

Dann trat Marianne ans Fenster und blickte in den Garten hinaus, der eigentlich eher eine große Grasfläche war. Sie endete abrupt an der Klippe, die fünfzig Meter hoch über dem Meer aufragte. Der Gockel hatte sich mittlerweile auf dem Rücken eines rüdig wirkenden Esels niedergelassen, unter einem selbst gebauten Dach pickten Hühner neben einem luxuriösen Hühnerhaus. Nahe der Klippe befand sich Patricks Behausung samt Werkstatt, bei der zu jeder Jahreszeit die Türen offen standen. Im Gemüsegarten, der tipptopp gepflegt aussah, hopste ein Ziegenbock mit großen Hörnern so wild herum, als habe er einen nervösen Tick.

Dahinter verschwammen Meer und Himmel zu einer einzigen blaugrauen Fläche. Marianne hatte früher oft von Leuten zu hören bekommen, wie fantastisch es sein müsse, auf einer Klippe am Meer aufzuwachsen. Das sei doch bestimmt, als lebe man auf einer eigenen Insel.

Marianne war sich immer vorgekommen wie auf einer einsamen Insel gestrandet.

Und obwohl das Haus hier ungeschützt ärgsten Witterungen ausgesetzt war, hielt es stand. In gewisser Weise war es wie Rita, dachte Marianne – unverwundlich. Im Frühling 1930 war es von einem Amerikaner namens Ron Stark, der an der Börse mit Schweinebauch

handelte, für seine große Liebe Julia erbaut worden. Ron hatte sich für einen Romantiker gehalten und deshalb wohl ein Anwesen inmitten tobender Wellen, schroffer Felsen und endlosem Himmel als passend empfunden.

Ein Jahr später floh er nach Vermont zurück. Er bot das Haus nicht einmal zum Verkauf an, weil er wohl nicht daran glaubte, dass jemand verrückt genug sein würde, sich eine solche Monstrosität zuzulegen.

Doch er hatte sich geirrt.

Im Sommer 1931 erwarben Ritas Eltern, Ruby und Archibald, Ancaire. Die beiden hatten zu ihrem eigenen Erstaunen mit Selbsthilfebüchern eine Menge Geld verdient. Die Themen waren recht beliebig: *Wie man Zehen und andere Extremitäten zeichnet*, *Wie man entspannt über seine Verhältnisse lebt*, *Wie man gut schläft und träumt*. Aber ihre Bücher, die sie auch selbst illustrierten, verkauften sich vor allem wegen Ruby und Archibald wie geschnitten Brot. Die Leserschaft war regelrecht verrückt nach den beiden.

Ihr populärstes Buch war *Wie man erfolgreich ein Mädchen erzieht*, verfasst in Ritas ersten Lebensmonaten. Später gestanden sich die beiden insgeheim ein, dass ihr einziges Kind nicht als Beweis für den Erfolg dieses Buchs gelten konnte.

Einige der Werke waren noch im Handel erhältlich, wenn wohl auch eher aus Gründen der Nostalgie, und mit den Verkäufen konnte sich Rita ihren gegenwärtigen recht anspruchslosen Lebensstil finanzieren. Dieses wenn auch geringe Einkommen erlaubte es ihr als Ma-

lerin, keines ihrer Bilder zu verkaufen, da sie der Ansicht war, ihre Werke und sie selbst würden unter dieser schnöden Form der Kommerzialisierung zu leiden haben.

Marianne sank auf den Bettrand und überlegte, ob sie auspacken sollte. Duschen. Etwas Frisches anziehen. Hatte sie sich morgens überhaupt die Zähne geputzt? Wohl schon, oder? Aber sie konnte sich nicht erinnern. Sie hatte einen schalen Geschmack im Mund. Ja, Zähneputzen und Wasser trinken. Doch stattdessen sank sie einfach aufs Bett, und weil sie zu müde war, um sich die Schuhe auszuziehen, ließ sie die Füße über den Rand hängen.

Wieso war sie überhaupt so erschöpft? Sie hatte doch heute überhaupt nichts getan. Und in der ganzen Zeit davor auch nicht. Außer herumzusitzen und darauf zu warten, dass das Beil fiel. Was es dann auch peu à peu tat, seit Brian sie vor einem Jahr verlassen hatte.

Manchmal konnte Marianne es noch immer nicht glauben. Wie schnell und unwiderruflich alles in die Brüche gegangen war. Dabei hatten Brian und sie ihr Leben ganz genau geplant. Nur sie beide, darüber waren sie sich einig, das genügte ihnen. Marianne hatte sogar errechnet, wann sie sterben würden. Nicht aus einer morbiden Anwandlung heraus, sondern als eine Art versicherungstechnische Schätzung, basierend auf Faktoren wie Ernährung, Bewegung, Umwelt, Gene etc. Externe Faktoren waren natürlich nicht vorhersehbar, wie Naturkatastrophen, ein Verkehrsunfall oder von einem Pitbull zerfleischt zu werden.

Sogar nachdem Brian weg war, hatte Marianne nicht aufgegeben. Es war ihr gelungen, das Haus an der Carling Road zu behalten. Das war ihr ungeheuer wichtig gewesen. Sie hatte ihre gesamten Ersparnisse aufgebraucht, um Brians Anteil zu erwerben, hatte aber zusätzlich eine Hypothek aufnehmen müssen. Doch mit ihrem Einkommen war das finanzierbar gewesen. Marianne war sicher, dass sie auch weiterhin klargekommen wäre, wenn man sie nicht beim Ladendiebstahl erwischt hätte. Dabei hatte sie an diesem Tag gar nichts stehlen wollen. Es musste etwas mit dieser Nachricht zu tun gehabt haben. Mit Helen. Die schwanger war. Und Zwillinge erwartete.

Marianne hatte den Diebstahl selbst kaum bemerkt, hatte es fast mechanisch getan. Aber dem Securitymann war es nicht entgangen.

»Es macht einfach keinen guten Eindruck«, hatte ihr Chef nach dem Urteil gesagt. »Ich meine, wäre es irgendetwas anderes, was weiß ich, Stalking oder so ... Aber eine Buchhalterin, die stiehlt ... das kann ich unseren Kunden nicht zumuten. Ich hoffe, Sie verstehen das?«

»Natürlich«, hatte Marianne gefaucht.

Kein Einkommen, keine Ersparnisse. Binnen Kurzem begann die Bank Fragen zu stellen. Zuerst mit höflichen Briefen, die Marianne nicht beantwortete. Dann mit Anrufen, auf die sie nicht reagierte. Die Mailbox war voller Nachrichten, die sie nicht abhörte. Sie saß nur im Haus und wartete auf das fallende Beil.



Jetzt wäre Erleichterung doch eigentlich angebracht, sagte sie sich. Das Warten hatte ein Ende, der Tiefpunkt war erreicht.

Aber im Rückblick fand sie die Zeit des Wartens gar nicht so schlecht. Vergleichsweise angenehm sogar. Denn sie hatte sie geborgen in ihrem eigenen Haus zugebracht.

Ihrem Zuhause.

Irgendwann döste Marianne auf dem Bett ein. Als sie schlagartig vom Scheppern des Essensgongs wach wurde, biss sie sich vor Schreck auf die Zunge. Der Schmerz versetzte sie abrupt in die Gegenwart zurück und zu der Erinnerung, dass das Beil nun endgültig gefallen war.

Rita stand vor der Wohnzimmertür und schlug mit einem Holzlöffel auf eine blecherne Keksdose. Die Sonnenbrille saß jetzt auf dem Turban, der inzwischen grellrosa war, denn sie hatte sich zum Abendessen umgekleidet, hatte ein smaragdgrünes wadenlanges Satinkleid mit Herzausschnitt angezogen, der ihre Brüste hochdrückte. Marianne fror schon beim bloßen Anblick.

»Da bist du ja, Marnie«, schrie Rita fröhlich über den Radau hinweg.

»Kannst du bitte mit diesem Krach aufhören?«

»Was hast du gesagt, Schatz?«

»Hör bitte mit dem Krach auf!«, brüllte Marianne genau in dem Moment, in dem Rita den Löffel sinken ließ.

»Du musst nicht so schreien«, sagte sie, ließ den Löffel in die Dose fallen und stellte sie auf einen Stapel

Selbsthilfebücher, die sich auf dem Flurtisch türmten.  
»Komm, alle warten schon auf dich.«

»Alle?« Bei dem Wort krampfte sich Mariannes Magen zusammen. Brian und sie hatten immer mit dem Tablett auf den Knien vor dem Fernseher gegessen und dabei die Abendnachrichten geschaut. Es hatte nie eine offizielle Absprache gegeben, dass beim Essen nicht geredet wurde. Das war gar nicht nötig gewesen.

Das Esszimmer von Ancaire war der zugigste Raum des Hauses, aufgrund des gewaltigen gekachelten Kamins, durch den eisiger Wind hereinpiff, offenbar direkt vom Nordpol. Ansonsten strahlte das hohe weitläufige Speisezimmer mit seinen breiten Erkerfenstern, den umlaufenden Zierleisten an der Decke und den schweren Samtvorhängen noch immer eine gewisse Eleganz aus. Dem ausladenden Kristalllüster fehlten allerdings Teile, und er wirkte auch reichlich eingestaubt.

»Du hast dich also endlich entschieden, uns mit deiner Anwesenheit zu beehren.« Tante Pearls Tonfall war so spitz wie der Kragen ihrer Bluse. Marianne brauchte gar nicht hinzuschauen, um zu wissen, dass Pearl einen Tweed-Glockenrock, eine blickdichte fleischfarbene Strumpfhose und robuste braune Lederschnürschuhe trug. Diese Kombi war über die Jahre kaum verändert worden, und vermutlich roch Tante Pearl auch nach wie vor stark nach Mottenkugeln.

»Setz dich, damit wir endlich essen können«, sagte sie jetzt. Ihre Stimme klang grundsätzlich pikiert, selbst

wenn sie jemanden nur bat, ihr die Milch zu reichen. Marianne vermutete, dass das an ihren schmalen, verkniffenen Lippen lag.

Pearl war dürr und knochig und trug das graue Haar stets zu einem strengen Knoten frisiert. Mit sechs hatte Marianne sie einmal an Halloween gefragt, ob sie eine Hexe sei, was Pearl ihr nie verziehen hatte.

»Hallo, Tante Pearl. Schön, dich zu sehen«, sagte Marianne.

»Larifari«, fauchte Pearl. »Niemand findet es schön, mich zu sehen, warum denn auch. Aber ich bin trotzdem da. Ob wir jetzt wohl endlich essen könnten?« Erbost funkelte sie Rita an, die strahlte, als habe Pearl ihr gerade ein Kompliment gemacht.

»Gewiss. Ich werde gleich servieren.« Rita verschwand Richtung Küche.

»Hallo, Marianne.« Das war Patrick, der ihr formvollendet einen Stuhl am Tisch herauszog, bevor er wieder den Platz neben Tante Pearl einnahm. Neben dem wuchtigen, breitschultrigen Mann wirkte sie noch zerbrechlicher.

Pearl warf ihm einen erbosten Blick zu, schüttelte dann empört den Kopf und manövrierte eine Ecke ihrer Serviette in den hochgeschlossenen Blusenkragen.

»Hallo, Patrick.« Marianne setzte sich und griff nach dem Wasserkrug, aber Patrick war schneller und goss ihr bereits ein. Typisch, immer einschmeicheln. Äußerlich erinnerte er Marianne an einen Pitbull: gedrungen und kahlköpfig, muskulöser Körper unter einem Metall-

ica-T-Shirt. Hals und Arme waren mit Tier-Tattoos bedeckt, hauptsächlich Schlangen, Leoparden und Haie. Patricks Stimme aber war so sanft und leise, dass man sich anstrengen musste, um ihn zu verstehen.

Marianne hatte ihn kennengelernt, als sie in den Sommerferien vom Internat nach Hause kam, und gleichgültig die Achseln gezuckt, wie immer, wenn Rita ihr neue Pflegekinder vorstellte. Denen traute Marianne damals ebenso wenig über den Weg wie der neuen Abstinenz ihrer Mutter.

Patrick war eines von jenen Kindern, die regelmäßig nach kurzer Zeit von ihren Pflegefamilien wieder beim Jugendamt abgeliefert wurden wie schadhafte Waren. Dafür gab es natürlich Gründe. Es gab immer Gründe. In Patricks Fall eine drogensüchtige Mutter, die an einer Überdosis starb, als Patrick sieben war. Ein Vater, der Drogendealer war und hinter Gittern landete, als Patrick neun wurde.

Der Sozialarbeiter hatte Rita damals zugeflüstert, er sei sicher, der Junge sei entweder Psychopath oder Soziopath. »Wie war das gleich wieder – welche Sorte ist nicht charmant?«, hatte der Mann gefragt, aber Rita hatte sich nicht darum gekümmert.

Am dritten Tag der endlos langen Sommerferien hatte Marianne die Ferienaufgaben beendet und hielt Ausschau nach einer Beschäftigung. Dabei entdeckte sie den seinerzeit noch kleinen und mageren Patrick im Geäst einer Eiche, wo er, mit Schleuder und Steinchen ausgestattet, ein Vogelnest beäugte.

»Das lässt du bleiben!«, rief Marianne wütend, aber Patrick starrte nur auf sie hinunter, legte einen der scharfkantigen Steine in das Gummiband und zielte auf ihre Stirn. Sie zuckte nicht mit der Wimper, sondern stützte die Hände in die Hüften und fixierte Patrick mit eisigem Blick.

Rita rettete dann die Situation unwissentlich, indem sie den Essensgong schlug. Das war damals auch neu: der Gong und regelmäßige Essenszeiten. An sich nichts Schlechtes, wenn Ritas Kochkünste nicht anfänglich so hundsmiserabel gewesen wären. Alles geriet entweder matschig oder steinhart.

Jetzt, fünfundzwanzig Jahre später, war Patrick immer noch da. Und hing immer noch an Ritas Lippen wie ein dankbares ausgesetztes Hündchen, das endlich ein Zuhause gefunden hat.

Rita vertraute ihm alle ihre Geheimnisse an und suchte seinen Rat bei jedem noch so wirren Gedanken, der ihr gerade in den Sinn kam. Die beiden benahmen sich wie siamesische Zwillinge, was Marianne immer auf die Palme gebracht hatte.

Jetzt kehrte Rita mit einem quietschenden Servierwagen zurück und verkündete: »Ihr habt hoffentlich alle Hunger?« Das Parfum, das sie heute Abend trug, roch süßlich, nach Rosen und Feigen, und Marianne hielt sich ihre Serviette vor die Nase. Patrick stellte die schwere silberne Suppenterrine auf den Tisch.

»Danke, mein Junge.« Rita tätschelte Patrick den Arm und hob den Deckel der Terrine an. Trotz der

zweifelhaften grünen Farbe roch die Suppe erstaunlich köstlich. »Erbsensuppe mit Minze«, erklärte Rita, der Mariannes argwöhnische Miene nicht entging, und füllte die Teller.

»Esst, ihr Lieben«, sagte Rita und setzte sich, »bevor sie kalt wird.«

Ein paar Minuten lang sprach niemand, nicht einmal Rita. Das Schweigen war nicht direkt unbehaglich, aber Marianne hätte sich auch dann nicht berufen gefühlt, etwas dagegen zu unternehmen. Es kostete sie viel zu viel Kraft, überhaupt mit mehreren Menschen in einem Raum zu sein und nicht nur mit sich selbst.

Einzig das Scharren der Löffel in den Schalen war zu hören, das Rascheln der Serviette, wenn Pearl sich den Mund abtupfte, das Klirren von Ritas Armbändern, als sie sich ein Stück Roggenbrot nahm. Sogar Patricks Schweigen erzeugte ein Geräusch, fand Marianne, ein tiefes Brummen wie von einem Generator.

Sie bewegte die Suppe hauptsächlich hin und her, statt sie zu essen, warf Brotstücke hinein und schaute zu, wie sie sich grün verfärbten.

Nach einer Weile legte Rita ihren Löffel beiseite, griff nach ihrem Wasserglas und lächelte ihre Tochter an. »Ich möchte jetzt ...«, begann sie.

»Bitte keine Rede halten«, sagte Marianne sofort.

»Ich halte keine Rede. Ich wollte nur sagen: Willkommen zu Hause.«

Bei *zu Hause* hatte Marianne ein flaes Gefühl im Magen.

»Und ich wollte auch noch ...«, fuhr Rita fort.

»Ich dachte, du wolltest keine Rede halten«, fiel Tante Pearl ihr ins Wort.

»Gut, dann nicht.« Rita seufzte und stellte ihr Glas ab.

Worauf Patrick das seine hob und mit einem kleinen Lächeln sagte: »Willkommen zu Hause, Marianne.«

Sie starrte auf den Tisch, ein riesiges Mahagoni-Untertisch mit zahlreichen Macken. Um ihn buchstäblich in besserem Licht dastehen zu lassen, hatte Rita eine Reihe langer Kerzen in der Mitte aufgestellt. Die Flammen flackerten, erzeugten zittrige gelbe Lichtflecken auf dem Tisch.

»Diese Dinger stellen eine Brandgefahr dar«, bemerkte Tante Pearl, wies mit dem Kopf auf die Kerzen und zog ihr Schultertuch enger um sich. »Ich lege allergrößten Wert auf Sicherheitsbelange, aber deine Mutter hört ja nie auf mich.« Pearl schüttelte mit sauertöpfischer Miene den Kopf, und Marianne fragte sich, ob dabei wohl die Knochen rasselten. Die Liste der Dinge, auf die Tante Pearl allergrößten Wert legte, hätte einen ganzen Band der *Encyclopædia* füllen können, aber das sagte Marianne nicht. Sie sagte gar nichts.

»Wie lange willst du bleiben?«, fragte Pearl jetzt verdrossen.

»Nicht lange. Sobald ich ... sobald ich einiges geklärt habe, reise ich wieder ab«, antwortete Marianne.

»Also hast du tatsächlich einen Plan?« Pearl gelang es wahrhaftig, noch stocksteifer dazusitzen als vorher.

Patrick griff nach seinem Glas, und aus dem Augenwinkel sah Marianne, wie sein vorstehender Adamsapfel sich auf und ab bewegte.

»Lass sie zufrieden, Pearl«, sagte Rita und sammelte die leeren Suppenschalen ein. »Sie ist doch gerade erst angekommen.«

Plötzlich war Hufgeklapper zu vernehmen, und der langhaarige Ziegenbock, den Marianne zuvor im Garten gesehen hatte, galoppierte herein, drehte eine Runde um den Tisch und beschnüffelte schließlich hoffnungsvoll den Servierwagen.

»Wer hat denn wieder dieses Tier hereingelassen?«, fragte Pearl in schneidendem Tonfall.

»Er muss die Erbsen gerochen haben«, sagte Rita und zupfte den Ziegenbock zärtlich an seinem langen Bart. »Du liebst Erbsen doch so, nicht wahr, Gerard?«

»Das ist unhygienisch!«, zeterte Tante Pearl. »Tiere in einem Esszimmer!«

»Gerard kann sich aber benehmen«, wandte Rita ein, schob den Servierwagen zur Tür und manövrierte ihn ächzend über die Schwelle. Gerard trottete hinter ihr her, und der Lärm von Ritas Absätzen, Gerards Hufen und dem ratternden Wagen war so monströs, dass Marianne sich am liebsten die Ohren zugehalten hätte.

Patrick verteilte jetzt Teller auf dem Tisch, dieselben wie damals: blau-weißes Porzellan mit einem Muster aus Schiffen, Ankern, Wellen. Als Kind hatte Marianne in der Küche auf einen Stuhl steigen müssen, um die



Teller zu erreichen. Sie erinnerte sich, wie sie für Flo ein Spiegelei gebraten und am Rand Bohnen wie Strahlen arrangiert hatte.

»Rate, was das sein soll«, hatte Marianne gesagt, und Flo hatte geantwortet: »Die Sonne.«

»Ist etwas für dich dabei, Marianne?«, fragte Rita, als sie zurückkam und diverse Schüsseln mit Gemüse auf den Tisch stellte. »Falls du das Couscous nicht magst, gibt es auch Kartoffelpüree ...«

»Alles okay«, sagte Marianne. Rita reichte ihr einen Teller mit Möhren, Steckrüben und Pilzen in einer dunkelroten Soße. Obendrauf befanden sich Kichererbsen, Wachsbohnen, ganze Knoblauchzehen und Rosmarinstängel. Marianne konnte sich nicht erinnern, wann sie zum letzten Mal gegessen hatte. Zum Frühstück? Vor der Arbeit hatte sie selten etwas zu sich genommen, aber wenn um elf der Catering-Wagen kam, hatten die Kollegen Schlange gestanden, und Marianne war eingefallen, dass sie essen musste. In den letzten Monaten, ohne diesen Rhythmus, war es ihr schwergefallen, daran zu denken.

Sie schob das Gemüse mit der Gabel auf dem Teller herum.

Rita redete ohne Unterlass.

»... deshalb habe ich Shirley vorgeschlagen, dass wir ...«

»Dein Essen wird kalt«, fiel Marianne ihr ins Wort.

»Ist immer so«, bemerkte Tante Pearl.

Rita quasselte unbeirrt weiter.

»... fünf Minuten in einem Raum mit diesem grässlichen Mann, und ...«

»Die meisten Männer sind grässlich«, warf Pearl ein.  
»Wen meinst du denn nun genau?«

»Shirleys Vermieter. Hörst du mir überhaupt zu?«  
Rita schüttelte den Kopf. »Er hat Shirley zum Ende des Monats April gekündigt.«

»Ist das die alleinerziehende Mutter?« Pearl verzog missbilligend das Gesicht.

»Sie ist die Mutter von zwei entzückenden Jungen«, erwiderte Rita entschieden.

»Ich hatte das zweifelhafte Vergnügen, Sheldon und seinen Bruder Harrison kennenzulernen«, sagte Pearl.  
»*Entzückend* ist nicht die Vokabel, die mir dabei in den Sinn kommt.«

»Jedenfalls hat Shirley nicht einmal einen richtigen Mietvertrag.« Rita spießte ein Stück Tomate auf und wedelte mit ihrer Gabel. »Dieser Halunke ist natürlich nur an Geld interessiert, an seinem ... wie heißt das gleich noch wieder ...« Sie sah Marianne an. »Wenn Leute so auf Geld versessen sind ...«

»Profit?«, sagte Marianne.

Rita strahlte. »Genau. Mein kluges Kind.«

Patrick räumte das Geschirr ab, stapelte alles auf dem Wagen und beförderte ihn so mühelos über die Türschwelle, als sei er federleicht. Rita folgte ihm, und Marianne hörte im Flur ihr perlendes hohes Lachen, weil Patrick etwas Amüsantes geäußert hatte.

Pearl schnalzte missbilligend mit der Zunge, ohne

sich über den Anlass ihrer Empörung zu äußern. Marianne nahm ihre Brille ab und putzte sie mit einem Zipfel ihrer Serviette.

»Ist bestimmt längst sauber«, kommentierte Pearl.

Seit ihrem fünfzehnten Lebensjahr trug Marianne eine Brille, und sie tat es tatsächlich gern. Damals, in der ersten Woche im Internat, war der Mathelehrerin aufgefallen, dass Marianne herumrätselte, weil sie die Gleichungen an der Tafel nicht richtig erkennen konnte. Marianne bevorzugte massive Brillengestelle, weil sie sich damit geschützt fühlte. Eine schwere dunkle Brille war eine Aussage und löste bei den Menschen eine bestimmte Vorstellung aus. Ernsthaft. Ruhig. Vernünftig. So wollte Marianne sich selbst auch gern sehen.

Als sie die Brille wieder aufsetzte, konnte Marianne nicht umhin, Tante Pearl deutlich zu erkennen. Deren blausilbrige Augen wirkten noch immer so klar, als sei sie nicht um die neunzig. Kalt glitzernd wie Messerschneiden. »Also wirklich, Marianne«, sagte sie und betastete ihren Haarknoten, der es aber gewiss nie wagen würde zu verrutschen, »Ladendiebstahl! Ich hätte nie ...«

»Nachtisch!«, trällerte Rita munter, als sie mit dem Wagen wieder hereinspaziert kam, und Pearl, die sich ihre Vorliebe für Süßes nur schwer verzeihen konnte, inspizierte begierig das Angebot. »Ist das da eine Baiser-Roulade?«

»Mit unseren eigenen Himbeeren«, bestätigte Rita.

»Aber jetzt gibt es doch gar keine.«

»Patrick hat letzten September welche eingefroren«, erklärte Rita und lächelte Patrick an, der mit einer Kanne Kaffee und einer Schüssel Sahne hereinkam. Der Kaffee roch würzig und erdig. Nach vier Uhr nachmittags nahm Marianne normalerweise kein Koffein mehr zu sich, ließ sich aber eine Tasse einschenken, damit sie ihre Hände daran wärmen konnte. Sie beugte sich sogar darüber und genoss den heißen Dampf auf ihren kalten Wangen.

»Und was will diese Shirley jetzt tun?«, fragte Pearl, nahm erwartungsvoll ihre Himbeerroulade entgegen und stellte den Teller beinahe zärtlich auf den Tisch.

Marianne lehnte ab, weil sie nicht gerne Süßes aß, musste aber zugeben, dass die weiche weiße Baiserschicht, von rosa Himbeersaft durchtränkt, einen appetitlichen Anblick bot.

Rita schob sich einen Bissen Roulade in den Mund und sagte kauend: »Wir wollen am Tag vor der Zwangsäumung ein Sit-in vor Shirleys Haus machen.«

»Und wann ist das?«, fragte Patrick.

Marianne merkte, dass nicht nur sie in der Bewegung erstarrte, sobald Patrick sprach, sondern auch die anderen. Es schien, als fürchteten alle, seine Worte würden sich ansonsten in Luft auflösen. Rita, die gerade nach einer Himbeere Ausschau hielt, die in ihrem Dekolleté versunken war, reagierte als Erste.

»Im April irgendwann.« Sie fischte einen dicken Kalender aus ihrer Handtasche neben dem Stuhl und blätterte darin. »Vielleicht hat sich der Vermieter bis dahin

umstimmen lassen. Ansonsten fahren wir schweres Geschütz auf. Zur Not sogar Tante Pearl.«

Die verzog daraufhin ärgerlich das Gesicht.

Rita warf den Kalender auf den Tisch. »Kann nichts erkennen, zu wenig Licht hier drin.«

»Das wäre anders, wenn du die Brille auch tragen würdest, die dir verschrieben wurde«, bemerkte Pearl spitz.

»Ich brauche keine Brille, sondern eine zweite Meinung«, erklärte Rita, tupfte mit dem Zeigefinger die restliche Himbeersoße auf und leckte ihn geräuschvoll ab.

Der Kalender lag aufgeschlagen auf dem Tisch, und als Marianne einen Blick darauf warf, sah sie ein rotes X mit mehreren Ausrufezeichen, darunter eine krakelige Zeichnung von einem Haus und mehreren Strichmännchen mit Protestschildern. Auf jedem war ein Buchstabe von Shirleys Namen und ein rotes Herz zu erkennen.

Zweifellos der Räumungstag.

Marianne beugte sich weiter vor.

Der dreißigste April.

Sie lehnte sich zurück, bis sie die Holzstreben der Stuhllehne im Rücken spürte, konzentrierte sich auf das Gefühl, wie die Kanten in ihre Haut drückten.

»Marianne?« Rita sah sie forschend an. »Du bist ganz bleich geworden.«

»Alles ... okay«, brachte Marianne mühsam hervor.  
»Ich ...«

Sie sah die fünfjährige Flo vor sich, an ihrem ersten Schultag. Marianne ließ ihre Hand los, Flo übergab ihr

Brunos Leine und küsste den Hund auf die Nase, obwohl man ihr schon x-mal gesagt hatte, wie unhygienisch das war. Flo trug Mariannes alte schwarze Lackschuhe, auf Hochglanz poliert.

»Hast du gar keine Angst?«, fragte Marianne.

»Wovor denn?«, erwiderte Flo, mit neugierigem Blick in den blauen Augen.

»Vor der Schule.«

Flo schüttelte so heftig den Kopf, dass ihre Zöpfe herumflogen.

Jetzt stand Marianne auf und schob unbeholfen ihren Stuhl zurück, was auf den Steinfliesen ein unangenehm schabendes Geräusch erzeugte. Die Gesichter der anderen schienen so weit weg zu sein, als schäue sie durchs falsche Ende eines Fernglases.

»Mir ist nicht wohl«, sagte Marianne und bewegte sich auf die Tür zu. Auch die schien endlos weit entfernt zu sein, wie in einem Traum.

»Soll ich mitkommen?«, rief Rita.

Marianne schüttelte den Kopf und drückte mehrmals die Klinke, aber die Tür ließ sich nicht öffnen.

»Du solltest jeden Morgen einen Löffel Lebertran nehmen«, verkündete Tante Pearl. »Das hilft gegen alles.«

Patrick erschien neben Marianne, vollführte einige komplizierte undurchschaubare Bewegungen und drückte dann gegen die Tür, die sich lautlos öffnete.

»Manchmal klemmt da was«, sagte er.

Marianne stürzte in den Flur hinaus, steuerte zur Treppe und rannte zwei Stufen auf einmal nehmend

hinauf. In ihrem Zimmer lehnte sie sich von innen keuchend gegen die Tür.

Das Zimmer, seit ihrer Kindheit unverändert, kam ihr vor wie ein Hohn, als wolle es sagen: Du bist nie erwachsen geworden. Flos Bett, das Kissen unter der Tagesdecke, das Bettzeug darunter ordentlich. Das wusste Marianne, weil sie jeden Morgen sorgfältig Kissen und Decken von beiden Betten umgedreht und die Laken festgesteckt hatte. Das hatte ihr nichts ausgemacht, weil sie ordentliche Betten liebte. Weil sie froh war, alles immer genau so vorzufinden, wie sie es hinterlassen hatte. Dieses Zimmer war der einzige Raum im Haus, auf den damals Verlass gewesen war.

Marianne trat zum Fenster und schaute hinaus. Das Meer sah aus wie immer, mit seinen grauen Wellen, der weißen Gischt, den Wogen, die auf den dunklen Sand und an die Felsen brandeten. So hatte es auch am dreißigsten April vor fünfundzwanzig Jahren ausgesehen. Für Marianne, die jetzt ihre Wange an das kalte Glas presste, schien sich nichts verändert zu haben.

Auch nicht Flo, die für immer ein zehnjähriges Mädchen bleiben würde. Die schon seit fünfundzwanzig Jahren ein zehnjähriges Mädchen war.